

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	35 (1931-1932)
Heft:	23
 Artikel:	Die Teufelaustreibung : ein heiteres Stückchen aus der alten Schweiz
Autor:	Lächler, Franz
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-672288

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schönsten und glücklichsten Stunden. Man muß so ein Mütterchen nicht stören und es recht sich ausreden lassen, dann schließt es sein ganzes Herz auf und läßt uns in sein Innerstes blitzen.“ Ein Feuergeist ohnegleichen, konnte er es mit dem Zusehen nicht bewenden lassen. Nicht immer ist er verstanden worden, mehr als einmal hat man seine Wahrheitsliebe, sein ehrliches Wesen mißdeutet, weil er nicht heucheln konnte. Was der impulsive junge Pfarrer litt, das sagt er selber uns am klarsten. „In mir sprudelte eine bedeutende Tatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehen, was ich in die Hände kriegte, organisierte ich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, schien vielen ein unberufenes Zudrängen, ein unbescheiden vorlaut Wesen und nun stellten sich mir alle die feindlich entgegen, die glaubten, ich wollte mich zudrängen dahin, wohin sie allein gehören ... So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Tun sprudeln lassen. Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte; von dem niemand Ahnung hatte, und wenn einige Äußerungen los sich rannten, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgendeine Weise.“

Gotthelf drängte die Menschenliebe zur Tat. Sonntag für Sonntag ertönten von der Kanzel seine Worte, die lehrten und straften, auf daß die Herzen der lieben Pfarrkinder sich öffnen sollten dem Guten, dem Rechten. Schweren Herzens schritt der glühende Menschenfreund durchs Land, wo er so viel Schatten wußte. Alte Vorurteile rosteten in staubigen Kammern, und manch stiernackiger Trotz brachte Leid und Zwietracht in die Familien. Jeremias, der Klageende, hoffte unentwegt auf Gotthelf, den Gottvertrauenden. Die erkannte Not hat ihm die Feder in die Hand gedrückt. Jede freie Stunde fand ihn am Schreibtisch, und seine Geschichten flatterten hinaus ins Land, in die Stuben. Sie rüttelten an manchem verstockten Herzen, tadelten, lobten, alles zu seiner Zeit, und die Menschen horchten auf, denn da klopfte einer

an, der sie im innersten Wesenskerne kannte, der Land und Volk liebte. In schwärzesten Farben wurden die Mißstände geschildert, denn nur die krasse Aufdeckung konnte überzeugend wirken. Daneben aber schilderte er das Glück zufriedener, arbeitsamer, gottesfürchtiger Leute in den freundlichsten Tönen, so daß den verstocktesten Sünder ein sonderbares Gefühl überkam und leise der Wunsch rege ward, auch ein solches Dasein zu führen, vom Glanze des Segens überstrahlt. Er lehrte die Gedrückten Maß halten im Erwarten und Hoffen, damit sie auch Maß halten könnten im Verzagen und Verzweifeln.

Immer weitere Kreise zogen seine volkstümlichen Schriften, die auch im Ausdruck den Menschen seiner Heimat nahe kamen. Oft genug blieben diesem Mahner und Ründer bittere Erlebnisse nicht erspart; aber seine Aufgabe, von der er beseelt war, hob ihn über alles hinweg, dem hochgesteckten Zielen entgegen. Über tausend knorrige Hausschwellen ging sein Fuß, in ungezählten Stuben leuchtete sein Auge und in viertausend Herzen zündete sein Wort. Ein Wegmacher des Guten, ein Johannes der Aufläufung war er, und wenn heute noch dieselbe große Kraft von seinen Büchern ausgeht, so ist das der Beweis seines genialen Geistes.

Die Liebe zu den Mitmenschen, das war sein Lebensmotto, ihm opferte er den Tag, und in der Erziehung zu einem gesunden Geschlecht, darin gipfelte sein Schrifttum. Er verstand es, das Rechttun zu lehren, aus seinem Herzen strömte die Kraft, die wahres Menschentum zu predigen weiß.

Und wenn heute der Wanderer durch Lützelschlüeh seines Weges zieht, dann ist es, als müsse er jenem Manne begegnen, der die Heimat über alles liebte. Im Schatten der alten Linden steht der schlichte Gedenkstein eines der größten Männer schweizerischer Vergangenheit. Jeremias Gotthelf, der unscheinbare Pfarrer von Lützelschlüeh, wird Zeiten überdauern, denn sein Werk war von Liebe, von Güte, von Gottes gutem Geist erfüllt.

Die Teufelsaustreibung.

Ein heiteres Stückchen aus der alten Schweiz, mitgeteilt von Franz Lächler.

Ein reicher, mit Hypochondrie übel geplagter Bauer kam einst nach Langnau, um sich bei dem berühmten Bergdoktor, Michael Schüppach, Rat zu holen.

„Ich habe sieben Teufel im Leib“, begann der Bauer, „nicht weniger als sieben.“

„Es sind ihrer“, antwortete der Doktor sehr ernst, „nicht nur sieben, sondern wohlgezählte

acht.“ Darauf setzte er die Untersuchung fort und versprach dem Bauer, ihn so zu heilen, daß jeden Morgen ein Teufel aus seinem Leib solle getrieben werden, wofür er jedesmal einen Louisdor zu zahlen habe.

„Weil aber“, fügte der Arzt hinzu, „der letzte Teufel viel hartnäckiger und daher schwieriger auszutreiben ist, als die andern sieben, so müssen mir dafür zwei Louisdor gezahlt werden.“

Der Bauer war einverstanden, der Doktor aber empfahl allen Unwesenden strengstes Stillschweigen und fügte hinzu, daß die neun Louisdor den Armen der Gemeinde zugute kommen sollten.

Am nächsten Morgen wurde der angeblich Besessene zu dem Arzt gerufen und einer ihm unbekannten Maschine genähert, von der er einen elektrischen Schlag erhielt.

Er gab einen Schrei von sich, und der Arzt erklärte ernst und ruhig: „Einer ist weg.“

Den folgenden Tag wurde das gleiche wiederholt, der Bauer schrie auf, und der Arzt sagte: „Der zweite ist weg.“

So ging es fort bis zum siebten.

Als es sich um den letzten handelte, erinnerte Schüppach seinen Kranken, daß er jetzt Mut nötig habe, indem es sich um das Haupt der Bande, welches mehr Widerstand leisten werde, handle.

Der elektrische Schlag wurde dieses Mal so stark bemessen, daß der Bauer zu Boden fiel.

„Nun sind sie alle weg,“ sagte der Arzt und ließ den Bauer aufs Bett tragen.

Sobald er sich erholt hatte, erklärte er nun auch selbst, daß er genesen sei.

Unter vielen Danksgesängen zahlte er die neun Louisdor und kehrte fröhlich nach seinem Dorfe zurück.

Diese Geschichte soll, wie von glaubwürdigen Zeugen berichtet wird, wirklich geschehen sein; sie legt einmal Zeugnis ab von dem Scharffinn des Arztes, zum andern aber bestätigt sie die Wahrheit des Salomonischen Spruches: „Mit den Narren muß man bisweilen närrisch reden!“

Kahnfahrt.

Von meinem Ruder, wie Perlen,
Gleiten die Tropfen zur Flut,
Weiden und Buchen und Erlen
Rötet die Abendglut.

Häuser mit roten Ziegeln,
Scheunen mit Störchen darauf
Ziehn vorüber und spiegeln
Sanft in des Flusses Lauf.

Zwischen Träumen und Wachen,
Zwischen Wahrheit und Trug
Gleitet ruhig mein Nachen;
Leise plätschert der Bug.

Wiesen, Felder und Garben,
Abendsonnenbestrahlt,
Stehn in zitternden Farben
Auf das Wasser gemalt.

Und aus Himmelsbläue
Rieselndes Leid und Glück
Leuchtet die spiegelnde Treue
Dunkelnder Tiefen zurück.

Carl Bulce.

Liechtenstein — das Land des Friedens.

Von Josef A. F. Naumann.

Immer noch muß zwischen Feldkirch und Buchs, bei der kurzen Fahrt durchs liechtensteinische Ländchen selbst der Arlberg-Express in dessen einziger, übrigens österreichisch verwalteten Bahnhofstation Schaan bremsen. Man steigt in diesem Orte aus und sieht vor sich den pfeilschlanken Kirchturm, der mit den Felsen dahinter um die Wette himmelwärts strebt. Liechtenstein ist ein frommes und patriarchalischs Land. Der fromme Sinn seiner Bewohner hieß

den Landesfürsten stattliche Kirchen in den schmucken Dörfern bauen. Die einfachen Kapellen am Wegrande, die zahlreichen Kreuzifice und „Marterln“, die so fehr an das unferne Tirol erinnern, haben die Liechtensteiner wohl selbst errichtet.

Zehntausend Einwohner zählt dies Land, Allemanden, südl. gebräunt und lebhafter als ihre nördlichen Vettern, Bauern, die auf den Almern stehen, als seien sie aus ihnen gewachsen, und